

Wanderung rund um das Thema Zeit

PETER WIDMER

Liebe Alice,

zu Deinem 70. Geburtstag gratuliere ich Dir. Er gibt mir Anlass, Dich zu einer Zeitwanderung einzuladen. Eine Zeitwanderung, was soll das sein? So genau weiss ich das auch nicht, weil in der Wanderschaft nicht nur die Zeit enthalten ist, sondern auch der Raum. Ich möchte jedoch vermeiden, dass wir von einem Punkt A zu einem Punkt B wandern und unterwegs sogenannte Standortbestimmungen machen. Dadurch würde die Zeit dem räumlichen Denken unterworfen. Gerade darum soll es nicht gehen, eher darum, zu versuchen, den Raum als Veräusserlichung der Zeit aufzufassen.

Sein und Zeit, was für ein bedeutsames Unterfangen Heideggers, ihren Zusammenhängen nachzuspüren. Es hat bekanntlich im Denken des Vorrangs der Zeit geendet, so dass fortan von Zeit und Sein die Rede war. An dieser Stelle kommen Fragen auf: welche Zeit ist gemeint: die Uhrzeit, die Lebenszeit, die messbare Zeit, die Zeit des Erlebens, die Zeit des Augenblicks, die physikalische oder sogar die kosmologische Zeit (wenn es so etwas überhaupt gibt)? Und was ist mit der Zeit des Unbewussten, von der Freud sagte, es gebe sie nicht, weil das Unbewusste zeitlos sei? Die Fragen würden sich noch vermehren, wenn wir den Ausdrücken und Begriffen nachgehen würden, die es in verschiedenen Sprachen für das gibt, was wir die Zeit nennen.

Da wir viel mehr an Zusammenhängen zwischen der Zeit und dem menschlichen Leben als an physikalischen Zeitmessungen interessiert sind, schlage ich vor, dass wir unsere Wanderschaft auf diese Bereiche beschränken. Gewiss ist es von grösstem Belang, die Zeit in ihren Zusammenhängen mit den Zahlen, dem Messen und der Bewegung zu sehen, aber wir orientieren uns hier an Heideggers Kritik, die nicht so sehr der Physik als Wissenschaft gilt, sondern dem Überhandnehmen des naturwissenschaftlichen Denkens auf das seelische Geschehen, auf das alltägliche Menschsein. Es ist ja ungeheuer modern, von Zeitfenstern zu sprechen, von Zeitstrecken und Etappen im Leben, als ob das menschliche Leben eine Strecke wäre, auf der ständig gemessen und verortet wird. In einem Land, in dem Uhren und die Technik im allgemeinen eine so grosse Rolle spielen, lässt sich Heideggers Kritik leicht bestätigen. Für einen runden Geburtstag ergibt sich daraus eine Relativierung, denn seine Feststellung ist ja ebenfalls der Fixierung auf einer Bahn zuzuschreiben; sagen wir also, dass es Dimensionen der Zeit gibt, die sich nicht in Jahren und Dezennien einfangen lassen.

Die Verdinglichung der Zeit lenkt zudem ab von der inneren Zeit, und damit kommen wir auf unserer Wanderschaft zu einer geheimnisvollen Quelle, aus der

unergründliche Kräfte hervorgehen, von denen Kant schrieb, sie seien „eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abraten, und sie unverdeckt vor Augen legen werden“. Die Rede ist von der menschlichen Einbildungskraft, vom Schematismus unseres Verstandes, der sich zwischen den Bereich der Sinnlichkeit und die transzendentalen Begriffe der Vernunft und des Verstandes legt. Kant ist hier unser Zeuge für die Priorität der Zeit vor dem Raum, wenn er das Beispiel von den fünf Punkten erwähnt, die wir wahrnehmen. Offensichtlich sind wir damit aber im Raum. Ja schon, sagt Kant, aber wir nehmen diese Punkte nicht als vereinzelte wahr, sondern als Fünfhheit; wir sehen die Punkte *gleichzeitig*, nämlich als Einheit, als Einheit von Mannigfaltigem.

Da hat Kant etwas aufgedeckt, was bei Heidegger nicht adäquat gewürdigt worden ist, weil er in seinem Unterfangen, die Zeitlichkeit des Daseins und seine Folgen aufzudecken, dieses Vermögen der Einbildungskraft, das durch und durch zeitlich strukturiert ist, zu gering eingeschätzt hat; ja, es diente ihm als Kritik an Kant, der bloss bei der Analyse der intellektuellen Vermögen geblieben sei und darob die entscheidenden Dimensionen der Zeitlichkeit nicht erkannt habe. Ich werde darauf zurückkommen, vorerst aber noch einen Moment bei Kants Nachweis der Zeitlichkeit bleiben. Ohne im Detail Kants Analyse des Vermögens der Einbildungskraft wiederzugeben, lässt sich zusammenfassend sagen, dass die Vermögen der Quantifizierung, der Qualifizierung, der Kausierung und der Modalisierung von der Zeit bestimmt sind. Kant sagt das so: „Die Schemate sind daher nichts als Zeitbestimmungen a priori nach Regeln, und diese gehen, nach der Ordnung der Kategorien, auf die Zeitreihe, den Zeitinhalt, die Zeitordnung, endlich den Zeitinbegriff in Ansehung aller möglichen Gegenstände.“

Gewiss, diese Analyse betrifft „lediglich“ die Leistungen der Einbildungskraft. Sie ist vielleicht im Ergebnis weniger spektakulär als Heideggers Daseinsanalytik, die das ganze Menschsein umfasst. Aber da der Beitrag Kants Heidegger nicht widerspricht, gibt es keinen Grund, nicht an ihm festzuhalten, zumal Heideggers Analyse eher das Affektive betrifft, weniger die intellektuellen Leistungen. Gemeint ist natürlich die Angst, abkünftig von der Endlichkeit des Daseins und der menschlichen Fähigkeit, den Tod zu antizipieren, was Heidegger das Vorlaufen zum Tode nennt.

Bevor wir uns entschiedener Heidegger zuwenden, sei noch daran erinnert, dass die Zeit bei Kant ja auch in seinen Antinomien der Vernunft eine grundlegende Rolle spielt. Ob alles einen Anfang habe oder etwas von selber anfangen könne, hat nicht nur mit Zeit und Erkenntnis zu tun, sondern auch mit der Frage, ob es Freiheit, menschliche Freiheit gebe. Da sind wir über den Weg einer epistemologischen Frage auf das handelnde Subjekt gestossen, auf die Frage, ob es gänzlich in den empirischen Zusammenhängen eingelagert ist oder sich zumindest teilweise daraus zu erheben vermag.

Noch entschiedener als bei Kant rückt Heidegger die Zeit, die Zeitlichkeit des Daseins und die sich daraus ergebenden Folgen ins Zentrum seiner Überlegungen. Tritt bei Kant das Verhältnis zum Tode zurück und legt er seine Schwerpunkte eher einerseits auf das begriffliche Leistungsvermögen, andererseits das Handeln, auf die Ethik, betont Heidegger die Erfahrungen der Grenzen des Lebens, des Daseins, die sein Sein strukturieren. Wobei das Wissen um den Tod nicht nur jeden Einzelnen in seinem affektiven Haushalt betrifft, ihn vereinzelt und ängstigt, sondern ihn auch veranlasst, als Gemeinschaftswesen dieser Begrenztheit entgegenzutreten. Das geschieht in der Technik, die einhergeht mit der Verfallenheit an das Man, dem Seinsvergessen und damit auch dem Zeitvergessen.

Mit Heidegger ist zweifellos ein neues Kapitel in der Geschichte der Philosophie aufgeschlagen worden. Man kann ihm vielleicht entgegenhalten, dass die Endlichkeit nicht nur angstausslösend ist. Hat nicht der Gedanke, das menschliche Leben würde nicht enden, wäre unendlich, ebenfalls etwas Beängstigendes? Und hat nicht das Wissen, dass es ein Ende gibt, auch etwas Tröstliches, zumindest in dunklen Stunden? Das letzte Wort über die Unvermeidlichkeit der Angst angesichts des Wissens um die Endlichkeit ist vielleicht noch nicht gesprochen.

Das Denken der Zeit spielt auch in der Psychoanalyse eine bedeutsame Rolle, auch wenn eines der letzten Worte Freuds dem Raum galt, wenn er schrieb: „Psyche ist ausgedehnt, weiss nichts davon“. Es gibt mannigfaltige Bezüge zur Zeit bei ihm, heben wir zwei hervor: Einerseits behauptet er, das Unbewusste sei zeitlos, andererseits – damit zusammenhängend – will er einen engen Zusammenhang zwischen Sprache, Bewusstsein und Zeit erkennen. Was also nicht die Ebene der Sprache, in Freuds Begrifflichkeit: nicht die Ebene der Wortvorstellungen erreicht habe, bleibe ausserhalb der Zeit, wobei er mit „Zeit“ die psychische Zeit meinte, nicht die physikalisch messbare.

Freud hat jedoch ein Kinderspiel seines eineinhalbjährigen Enkels beobachtet, das seine Theorie des Zusammenhangs von Sprache und Bewusstsein in Frage stellt und überhaupt der Metapsychologie – etwa der Triebtheorie – erhebliche Probleme bereitet und ausserdem, was uns hier besonders interessiert, das menschliche Sein, seine Zeitlichkeit, ebenso betrifft wie Heideggers oder Kants Analyse seiner zeitlichen Dimensionen. Ich meine die Beobachtung des Kinderspiels, das unter dem Namen „Fort-da“ eine gewisse Bekanntheit erlangt hat.

„Das Kind hatte eine Holzspule, die mit einem Bindfaden umwickelt war. Es fiel ihm nie ein, sie zum Beispiel am Boden hinter sich herzuziehen, also Wagen mit ihr zu spielen, sondern es warf die am Faden gehaltene Spule mit grossem Geschick über den Rand seines verhängten Bettchens, so dass sie darin verschwand, sagte dazu sein bedeutungsvolles o—o—o und zog dann die Spule am Faden wieder aus dem Bett heraus, begrüßte aber deren Erscheinen jetzt mit einem freudigen ‚Da‘.“

Diese Laute O und A bedeuteten Freud zufolge „Fort“ und „Da“. Was ist nun so aufregend an diesem einfachen Kinderspiel? Nicht, dass es anhand dieser Fadenspule die Interaktion zwischen der Mutter und ihm darstellte, sondern dass das „Fort“ der Fadenspule zugleich ein „Da“ anzeigte: die Fadenspule war nämlich in seinem Gedächtnis vorhanden, war also nicht in jedem Sinne fort, sondern nur fort für die Augen, für die visuelle Wahrnehmung. Das „Fort“ drückt somit die Anwesenheit des abwesenden Objektes aus, und eben dies ist nur möglich, wenn es eine Ebene gibt, die sich abhebt von der materiellen Realität. Das „Fort“ war also zugleich eine Äusserung des Subjekts, das sich jedoch in dieser Zeit noch nicht reflektieren konnte. Oder war dieses eineinhalbjährige Kind doch schon auf dem Weg, ein Cartesianer zu werden? In einer Fussnote sagt Freud nämlich, dass das selbe Kind wenig später sich vor den Standspiegel stellte und sich dann niederkauerte, so dass es sich im Spiegel nicht mehr sah. Zugleich sagte es ebenfalls „o-o-o“, d.h. es liess sich verschwinden, so dass sein Bild nicht mehr im Spiegel erschien; zugleich weist seine Äusserung darauf hin, dass es um sein Sein wusste, das auch da war, wenn es sich nicht sah. Sein Sein war repräsentiert im Andern der Sprache, von dem ein Laut artikuliert wurde, den das Kind selber hörte.

Mit dieser Darstellung Freuds ist es nur ein Schritt bis zum Thema Zeit und Sprache, oder, wenn man lieber will: Sprache und Zeit. Ihr inniges Verhältnis ist auf den ersten Blick ersichtlich: Nicht nur gibt es Zeitwörter in der Sprache, sie ist darüber hinaus auch Trägerin des Gedächtnisses, der Wünsche und Vorstellungen, die in die Zukunft reichen. Das Fort-Da-Spiel zeigt zudem, dass der Sprache eine Dimension innewohnt, die für die *conditio humana* grundlegend ist: Fasst man die Sprache nämlich formal auf, als Zeichen- oder Lautgebilde, so wird ersichtlich, dass die klare Unterscheidung von Fort und Da durcheinander gerät, indem die anwesenden Zeichen abwesende Dinge bezeichnen. Zeichen lassen sich mithin auffassen als Anwesenheit von Abwesendem. Anders gesagt: Mittels der Zeichen wird das errichtet, was man gemeinhin Realität nennt. Damit ist ein zeitlicher Bezug gegeben: Zeichen, Laute, die in der lacanianischen Terminologie Signifikanten genannt werden, vergegenwärtigen etwas, was auch vergangen oder noch ausstehend sein kann. Darin steckt ein Sachverhalt, der schon von Augustinus entdeckt worden ist: Vergangenes und Zukünftiges erscheint uns stets im Modus des Gegenwärtigen. Gewiss gibt es das, was vorbei ist, unwiederbringlich vorbei, aber wenn es sich im Gedächtnis festgesetzt hat, wird es doch wieder gebracht, wird es als Vergangenes vergegenwärtigt. Analoges gilt für das noch Ausstehende, Zukünftige. Insofern es benannt, vorgestellt wird, ist es in das Gegenwärtige eingelagert – eine Wirkung der Signifikanten. Sprache ist deshalb Erzeuger von Zeit; als subjektivierte vergegenwärtigt, antizipiert, irrealisiert, konditionalisiert sie. An dieser Stelle lassen sich interessante Bezüge zu Kants Tableau des Verstandes herstellen, worin er wiederum zeigt, in welchem Ausmass die Zeit unsere Erkenntnisse strukturiert. Auch Kausalität (als Nacheinander oder Wechselwirkung) oder Mo-

dalität (als Wirklichkeit oder ausserhalb der Zeit seiende Unwirklichkeit) sind von der Zeit strukturiert.

Auf Grund dieser Zusammenhänge wäre es nun möglich, die verschiedenen zeitlichen Dimensionen in einem beliebigen Text, in einer beliebigen Rede zu analysieren. Dabei dürfte man die Teilung der Sprache nicht vergessen: als Sprechakt ist das Aussagen stets in der Gegenwart situiert, als Aussage, die sich zu Bedeutungen und Sinn kristallisiert, ist auch Vergangenes und Zukünftiges im Spiel, jedoch vermittelt durch die Vergegenwärtigung des Gedächtnisses. Selbst wenn diese Unterscheidung des Aussagens und der Aussage beachtet wird, wird man mit Analysen von artikulierter Sprache bald an Grenzen kommen, denn sie lässt sich in ihren Inhalten nur teilweise verbildlichen. Der Inhalt des Sprechens ist dynamisch, sprengt jede statische Darstellung. Würde man versuchen, den Inhalt des Sprechens zu verbildlichen, so würden die Wörter, die sich in ihren Bedeutungen visualisieren liessen, als imaginäre Räume durcheinanderwirbeln (Bsp.: Haus, Dach, See, Berg, usw.), während andere Signifikanten in ihren Inhalten überhaupt nicht vorstellungsmässig erfasst werden könnten, obwohl sie doch auch verstanden würden (*com-pris*). Erst recht würden sprachliche Partikel wie „aber“, „nein“, „jedoch“, „wenn“, „obwohl“, usw. der visuellen Darstellung unlösbarere Probleme bereiten. Wir stossen hier auf die Schwierigkeiten, die z.B. Träume haben, oder auch Fernsehsendungen, wenn es darum geht, ungegenständliche Sachverhalte, Hypothesen, Vermutungen, Ideen zu visualisieren, räumlich darzustellen.

Um nur ein Beispiel etwas näher zu beleuchten: Das kleine, mickrige Wörtchen „nein“ entfaltet eine ungeheure Wirkung, wenn es, ans Ende eines Satzes gesetzt, die schon feststellbar geglaubte semantische Dimension ins Negative verkehrt. Eine Erinnerung an eine Schulstunde taucht hier auf: Es galt, einen Text zu lesen, der zuunterst auf einer Seite mit „ich bin so schwach“ endete. Für die Fortsetzung der Lektüre musste man blättern. Und was stand da zuoberst auf der nächsten Seite? Die beiden Wörtchen „noch nicht“. Ein grosses Gelächter beschämte den Vortragenden, weil er sich Mühe gegeben hatte, den vermeintlich abgeschlossenen Satz mit einer Emphase zu unterstreichen, so dass die Blamage unvermeidlich war, als er seine Bemühungen durch die beiden Partikel „noch nicht“ zunichte gemacht, ins Lächerliche gezogen sah.

Bei alledem darf nicht vergessen werden, dass das Primat der Gegenwart nicht gleichbedeutend ist mit ihrer Erkenntnis. Jedes Kind trifft früher oder später auf die Rätselhaftigkeit des Jetzt, wenn es fragt, ob immer jetzt sei, ob morgen auch noch jetzt sein werde, warum der nächste Tag nicht „morgen“ sondern wieder „heute“ heissen wird, wie es kommt, dass sich der selbe Tag, kalendarisch als gegenwärtiger benannt, in ein „gestern“ verwandelt, usw. Es wird auf das Paradox stossen, das Hegel in der *Phänomenologie des Geistes* eindrücklich beschrieben hat, dass es immer Jetzt ist, dass das Flüchtigste, eben das Jetzt, das Dauerhafteste ist. Hinzuzufügen ist, dass dieser ebenso flüchtige wie dauerhafte Jetztpunkt durch-

aus ein Rätsel bleibt. Ernst Bloch spricht in diesem Zusammenhang vom „Dunkel des Augenblicks“, und er verweist auf Goethes *Faust*, worin der Protagonist sagt „Verweile doch du bist so schön“. Ja, wenn sich dieser dunkle Kern manifestieren würde, dann würde die Geschichte an ihr Ende kommen, einstürzen, kein Stein bliebe mehr auf dem anderen. Ob es jemals so weit kommen wird?

Was man mit mehr Bestimmtheit sagen kann: Der dunkle Kern des Jetzt, der Gegenwart, ist der Ort eines Verlusts. Wir sind nicht mehr nur in der Philosophie, sondern auch in der Psychoanalyse, es geht um alltäglichste Erfahrungen und ihre Konsequenzen. Die lacanianische erkennt hier eine Wirkung der Signifikanten, die in ihrer repräsentierenden Wirkung etwas ausgrenzen. Dabei ist nicht nur das Subjekt gemeint, das von den Signifikanten durchgestrichen wird – ähnlich wie das Sein bei Heidegger – , sondern auch die Unmittelbarkeit der Gegenwart, also das, was mit dem Objekt *a* bezeichnet wird und was eben, zumindest in seiner grundsätzlichen Bedeutung, nicht zum Symbolischen gehört.

In der Konsequenz verweist dieser enigmatische Ort der unmittelbaren Gegenwart, des Dunkels des Augenblicks auf ein Geniessen, das immer schon ein verlorenes ist, weil es nie als solches wissentlich gehabt worden ist. Es ist zugleich der unzugängliche Kern des Subjekts, aus dem seine Triebe, Vorstellungen, Phantasien, Gedanken aufsteigen, selbst dann, wenn sie in ihrer Ungeordnetheit pharmazeutisch eingedämmt werden wollen. Das Subjekt erfährt sich also als ein gedoppeltes: als ein von den Signifikanten repräsentiertes und als eines, dessen es nicht habhaft werden kann, und dies, ohne dass damit im geringsten etwas Pathologisches bezeichnet würde. Diese Subjektteilung lässt sich sogar heideggerianisch ausdrücken: Das Symbolische konfrontiert das Subjekt mit dem Nicht-Sein, auch mit seiner Nichtigkeit, während der (vermeintlich) verlorene Anteil als Sein bezeichnet werden kann, das sich nicht begrifflich erfassen lässt. Auch die von Heidegger verwendeten Begriffe der Eksistenz und der Existenz lassen sich hier einsetzen, wenn es darum geht, diesen empirisch abwesenden Kern des Subjekts, der gleichwohl nicht zum Himmlischen gerechnet werden muss, zu bezeichnen. „Da wo ich bin, kann ich nichts sagen, und da wo ich sagen kann, bin ich nicht“, liesse sich eine Lacansche Aussage paraphrasieren. Das gibt zu denken, wenn man psychoanalytisch, daseinsanalytisch oder psychotherapeutisch arbeitet. An diesem unzugänglichen Ort vereinigen sich der Augenblick und die Ewigkeit, das Sein und das Schwenden des Subjekts.

Das Subjekt in seinen zeitlichen Dimensionen: Sind mit den vorliegenden Ausführungen wenigstens alle Zusammenhänge angesprochen? Bei weitem nicht. Ausgehend vom Geniessen, bzw. von der Unmöglichkeit, das Dunkel des Augenblicks zu erhellen – es bleibt bei Lichtungen – eröffnen sich weite Perspektiven, wenn wir den Fokus nicht nur auf das Subjekt eingrenzen, das ja für sich allein ein Abstraktum ist, sondern auf die Intersubjektivität, auch auf seine Gesellschaftlichkeit richten. Der Drang zum Geniessen erweist sich als absolut fundamental im

zwischenmenschlichen Zusammenleben, das ja oft genug ein Gegeneinander-Leben ist. Ist nicht die entscheidende Dimension bei der Debatte um Boni und Löhne das Geniessen, das – vermeintlich oder nicht – aus den finanziellen Ressourcen resultiert, die den Menschen zur Verfügung stehen? Ist nicht der Neid getragen vom Verdacht, der andere oder die andere genieße mehr, als man selbst es vermag? Ist der Besitz von Gütern nicht nur deshalb mit Prestige und Geniessen verbunden, weil ihre Produktion die *Arbeitszeit* von Generationen voraussetzt, so dass, wenn wir Güter kaufen, wir uns stets auch die Mühen und Entbehrungen vergangener Generationen aneignen?

Aber sind wir damit nicht in Äusserlichkeiten abgeglitten? Durchaus nicht, denn dieser Drang zum Geniessen lässt sich als Drang auffassen, das vermeintlich verlorene Sein wiederzuerlangen. Sein Erreichen wäre gleichbedeutend mit dem Stillstand der Zeit, mit dem Verschwinden der Differenz zwischen Unmittelbarkeit und Mittelbarkeit, Identität und Nicht-Identität.

Die Frage bleibt, zu was das Aufdecken solcher Zusammenhänge führt. Das sind Fragen, an denen wir weiter arbeiten sollten, wie auch an denen, die ich, so gut es ging und in der gebotenen Kürze, zu skizzieren versuchte. Liebe Alice, ich würde mich freuen, wenn unser Dialog über solche Fragen wieder intensiviert werden könnte, ich hoffe auf das Entstehen gemeinsamer Projekte.